

Zeitschrift: Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 35 (2014)

Artikel: Auslandshilfe als biografische Erfahrung : das Zeitzeugenprojekt humem, zwei Freiwillige in Tansania 1967-1969 und die Sicherung von 75 Zeitzeugnissen durch das Archiv für Zeitgeschichte

Autor: Spuhler, Gregor / Ingber, Lea / Vogelsang, Sonja

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1077871>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auslandhilfe als biografische Erfahrung. Das Zeitzeugenprojekt *humem*, zwei Freiwillige in Tansania 1967–1969 und die Sicherung von 75 Zeitzeugnissen durch das *Archiv für Zeitgeschichte*

Gregor Spuhler, Lea Ingber und Sonja Vogelsang

Wer waren jene Schweizerinnen und Schweizer, die sich in den sechs Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg im Namen der Entwicklungszusammenarbeit und der humanitären Hilfe im Ausland engagierten? Was waren ihre Motive, und welche Erfahrungen machten sie bei ihren Einsätzen in den sogenannten Entwicklungsländern? Diese Fragen standen im Zentrum eines grossangelegten Zeitzeugenprojekts des Vereins *humem*, dessen Name für *humanitarian memory* steht.

Um die Fragen beantworten zu können, führte der Verein 2009 und 2010 insgesamt 75 mehrstündige Interviews durch, die mit Video aufgezeichnet und inhaltlich erschlossen wurden. Der biografische Zugang zum Thema Entwicklungszusammenarbeit scheint auch in der historischen Forschung auf beträchtliches Interesse zu stossen. Jedenfalls erhielten gemäss *humem* bis Ende 2012 rund ein Dutzend Personen für verschiedenste Forschungsprojekte persönlichen Zugang zu den Interviews; dazu gehörten auch Lukas Zürcher und Lea Ingber, die für ihre Beiträge im vorliegenden Band mit Interviews von *humem* gearbeitet haben. Allerdings sind die digitalisierten Videointerviews auf den Servern von *humem* weder langfristig gesichert noch öffentlich zugänglich. Deshalb haben der Verein *humem* und das *Archiv für Zeitgeschichte* der ETH Zürich (AfZ) vereinbart, die Interviews im AfZ zu sichern und dem interessierten Publikum zugänglich zu machen.

Im Folgenden stellen wir zuerst das Projekt *humem* und das Sample der Interviews vor. Danach wird am Beispiel eines Freiwilligeneinsatzes in Tansania aufgezeigt, welches Potential im biografischen Zugang für die historische Forschung steckt. Abschliessend skizzieren wir, wie das *Archiv für Zeitgeschichte* die Zeitzeugnisse sichern, zugänglich machen und im Rahmen eines grösseren Archivierungsprojektes mit zeitgenössischen Selbstzeugnissen anreichern will.

Der Verein humem und die Ausstellung «Die andere Seite der Welt»

Im Rahmen der 2011 durchgeführten Jubiläumsanlässe zum fünfzigjährigen Bestehen der *Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit* (DEZA) präsentierte der

Verein *humem* die audiovisuelle Wanderausstellung «Die andere Seite der Welt».¹ Darin waren Auszüge aus 75 Interviews mit Schweizerinnen und Schweizern zu sehen, die im Ausland für humanitäre Organisationen, für Projekte in der Entwicklungszusammenarbeit oder für die Wahrung der Menschenrechte im Einsatz gestanden hatten. Mit einer interaktiven Video-Installation – dem sogenannten Kaleidoskop, welches dem Publikum ermöglichte, mittels elektronischer Abstimmung aus einem Set von Kurzfilmen das eigene Programm zu wählen – sowie mit Video-Stationen und Stellwänden wurden den Besuchern Einblicke in die Lebensgeschichten der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sowie in ihre Erfahrungen im Feld-einsatz ermöglicht.

Intentionen des Projekts

Das Zeitzeugenprojekt *humem* wurde 2006 vom Filmregisseur Frédéric Gonseth zusammen mit verschiedenen Historikern und Filmemachern initiiert. Es kann als ein Nachfolgeprojekt von *Archimob* betrachtet werden. Unter jenem Titel waren in den späten 1990er Jahren 555 Personen zu ihren Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg befragt worden.² Die Videointerviews dieses in der Schweiz bislang grössten Zeitzeugenprojekts befinden sich heute – nach einem Zwischenhalt im Historischen Museum Bern – in der Cinémathèque in Lausanne.³ Zwischen den beiden Projekten bestehen vor allem auf Seiten der Initiatoren personelle Kontinuitäten; auch einzelne Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wurden für beide Projekte interviewt.

Der Verein *humem* verfolgte zwei Ziele. Zum einen sollte ein audiovisuelles Oral-History-Archiv der humanitären Schweiz seit 1945 aufgebaut werden; von Beginn an war vorgesehen, die Interviewsammlung später einem Archiv zu übergeben, um sie der Forschung sowie der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zum anderen sollten die Interviews in der oben erwähnten Ausstellung sowie in Form einer Buchpublikation der Öffentlichkeit präsentiert werden. Dabei betonte der Verein, dass es sich nicht um ein geschichtswissenschaftliches Forschungsprojekt mit einer spezifischen Fragestellung handelte, sondern ebenso wie bei *Archimob* um ein Projekt, das in erster Linie von historisch interessierten Kul-

- 1 Informationen zum Projekt und den Ausstellungsorten auf der Homepage: <http://www.humem.ch/cms> (Stand 17.8.2012).
- 2 Informationen zum Projekt auf der Homepage: <http://www.archimob.ch> (Stand 17.8.2012).
- 3 Abgesehen von einzelnen Publikationen und Dokumentarfilmen wurden diese Interviews für historische Arbeiten bisher leider kaum verwendet. Vgl. Christof Dejung, Thomas Gull, Tanja Wirz, *Landgeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930–1945*, Zürich 2002; Christof Dejung, *Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939–1945*, Zürich 2006; Frédéric Gonseth Productions, *L'histoire c'est moi* (Filmmaterial), Lausanne 2004; Alex Hagmann, *Bilder der Erinnerung. Geschichte und Geschichten der Grenzregion Basel 1933–1945* (Filmmaterial), Basel 2010.

turschaffenden initiiert und durchgeführt wurde. Finanziert wurde das Projekt (wie im Übrigen auch die Archivierung) nach dem Prinzip der 'rollenden Planung' von Stiftungen, kantonalen Lotteriefonds, Hilfswerken und Entwicklungshilfeorganisationen sowie von der DEZA, wobei die inhaltliche Unabhängigkeit des Vereins *humem* und seines Projekts gewahrt blieb.

Indem die Ausstellung dem Publikum Einblick in die Lebens- und Gedankenwelten der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ermöglichte, sollten die bekannten, aber abstrakten Akteure der Entwicklungszusammenarbeit und humanitären Hilfe, nämlich die schweizerischen Hilfsorganisationen, ein menschliches Gesicht erhalten. In der Ausstellung wurde das Augenmerk einerseits auf die Beweggründe für das Engagement der Interviewten gelegt und andererseits auf ihre Erlebnisse während der Auslandsinsätze. Diese Funktion einer öffentlichen Informationsplattform hielten die Ausstellungsmacher für besonders wichtig, da Erlebnis- und Erfahrungsberichte der aus dem Feld Zurückgekehrten bei den Daheimgebliebenen oft auf Unverständnis oder Desinteresse stossen würden.

Mit diesem Ansatz hat das Projekt gegenüber Entwicklungszusammenarbeit und humanitärer Hilfe insgesamt einen affirmativen Charakter und gibt eine schweizerische Perspektive wieder: Kritiker der Auslandhilfe im Allgemeinen oder bestimmter Organisationen und Formen der Hilfe im Besonderen wurden ebenso wenig interviewt wie Staatsangehörige von 'Entwicklungsländern'. Vielmehr ging es darum, differenzierte Einblicke in die Praxis von Auslandsinsätzen zu gewinnen, gegenüber den im Feld Tätigen Empathie zu wecken und den Besuchern eine Auswahl verschiedener Lebensentwürfe im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit und humanitären Hilfe vorzustellen.

Auswahl der Interviewten und Verlauf der Interviews

Die Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner erfolgte in einem mehrstufigen Verfahren. Dabei wurden die berufsbiografischen Erfahrungen in der Auslandhilfe, die Erinnerungsfähigkeit sowie – im Hinblick auf die Videoaufzeichnung und die geplante Verwendung der Filme – auch die erzählerische Begabung berücksichtigt. Im Vordergrund des Interesses standen Personen, die möglichst lange in der Auslandhilfe tätig gewesen waren und selbst Felderfahrung aufwiesen. Allerdings waren dies keine harten Kriterien; so wurden im Verlaufe des Projekts auch Personen interviewt, die selbst nur einige Monate, allenfalls ein bis zwei Jahre im Ausland verbracht hatten, dafür aber in besonderen Projekten tätig gewesen waren oder in schweizerischen Organisationen leitende Funktionen eingenommen hatten. Insgesamt wurde nicht etwa Homogenität, sondern möglichst grosse Heterogenität des Samples angestrebt, wobei darauf geachtet wurde, Män-

ner und Frauen, alle Sprachregionen, möglichst viele Organisationen und verschiedenste geografische Einsatzgebiete sowie gleichermassen Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe zu berücksichtigen.

Nach der Erstellung einer Liste potentieller Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner führten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von *humem* 2009 und 2010 insgesamt 75 jeweils mehrstündige Interviews durch. Im Vorfeld waren die Interviewenden sowie die Kameralente in Workshops auf ihre Aufgabe vorbereitet und mit den Vorgaben zur Interviewführung, der sogenannten 'Checkliste', vertraut gemacht worden. Diese Vorbereitung sowie die Tatsache, dass viele Mitglieder des *humem*-Teams bereits im *Archimob*-Projekt mitgearbeitet hatten, führten gemäss den Projektverantwortlichen zu einem vergleichsweise homogenen Interviewstil.

Mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wurde zumeist telefonisch ein Vorgespräch geführt und ein Termin für das biografische Interview verabredet. Das Interview sollte in einer vertrauten Umgebung – wenn möglich im eigenen Heim – stattfinden, um eine unverkrampfte Gesprächsatmosphäre zu schaffen. Weil die Videos für die Ausstellung brauchbar sein sollten, wurde auf eine ansprechende Inszenierung, gleichbleibende Lichtverhältnisse und eine vorteilhafte Kleidung der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen geachtet. Auch sollten sich die Interviewten vor der Kamera nicht zu stark bewegen. Inwiefern diese Einschränkungen, welche zur Herstellung einer präsentationstauglichen Aufnahme nötig waren, die Interviewten und ihren Redefluss beeinflussten, ist im Einzelfall zu beurteilen. Dabei ist zu bedenken, dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen teils gar nicht, teils aber sehr erfahren im Umgang mit Medien und Interviewsituationen waren.

Für die Interviews existierte kein verbindliches Frageraster, doch bestand mit der 'Checkliste' ein Leitfaden mit Empfehlungen zur Durchführung des Interviews sowie zu möglichen Fragekomplexen. Der Gesprächsverlauf orientierte sich gemäss dem Erkenntnisinteresse des *humem*-Projektes an den Lebensgeschichten der Interviewten im Kontext ihrer humanitären und/oder entwicklungspolitischen Arbeit. Dem Lebenslauf folgend begannen die Interviews meistens mit Fragen über die Kindheit sowie zu prägenden Erfahrungen im Elternhaus, anschliessend folgten die Schul- und Berufsbildung sowie der Einstieg ins Erwerbsleben. Zentrale Punkte eines jeden Interviews waren der erste Kontakt mit der humanitären Arbeit, der Auslöser, sich auf diesem Gebiet zu engagieren, sowie die persönlichen Erfahrungen in den verschiedenen Feldeinsätzen. Zum Abschluss des Gesprächs erhielten fast alle Befragten Gelegenheit, sich zu Fragen der gegenwärtigen Entwicklungspolitik und der humanitären Hilfe zu äussern.

Im Anschluss an die Filmaufnahmen wurde ein Interviewprotokoll erstellt, in welchem die Interviewenden neben den wichtigsten Angaben zur befragten Person auch die persönlichen Eindrücke zum Verlauf des Interviews festhielten. Diese

Protokolle ergeben ein eindrückliches und unmittelbares Bild der Begegnung und ermöglichen Einblicke in das Wechselspiel zwischen der vorgängigen Erwartungshaltung der Interviewenden und ihrer Bewertung des tatsächlichen Interviews.

Das Sample der Zeitzeugen-Interviews

Weil das Projekt *humem* weder eine – im Hinblick auf die in der Auslandhilfe tätigen Menschen ohnehin nur schwer definierbare – Repräsentativität bei der Auswahl der Personen anstrebte, noch spezifische historische oder soziologische Fragen untersuchte, verzichtete man darauf, die in den Interviews nur unvollständig enthaltenen soziodemografischen Informationen zu Herkunft, Ausbildung und beruflichem Werdegang systematisch zu erfassen. Im Zuge der Vorbereitungsarbeiten für die Übernahme und Archivierung der Interviews führte das *Archiv für Zeitgeschichte* deshalb eine Fragebogenerhebung bei den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen durch. Darin wurden sie um Angaben wie Geburtsdatum, Konfession, Herkunftsregion, Schul- und Berufsausbildung sowie – in natürlich stark generalisierter Form – um Angaben zu den Einsatzorganisationen und -gebieten und zur Dauer der einzelnen Einsätze gebeten. Auf diese Weise konnten für das Sample standardisierte Daten zusammengestellt werden, die sowohl für die Metadatierung der einzelnen Interviews als auch für spätere Forschungsfragen herangezogen werden können. Erwartungsgemäss variierten die Qualität und Ausführlichkeit der eingegangenen Antworten; in einigen Fällen wurden alle Fragen sehr ausführlich beantwortet, während dies in anderen Fällen nur stichwortartig erfolgte oder auch Fragen unbeantwortet blieben. Der Rücklauf war erfreulich; von 73 versandten Fragebogen wurden 56 retourniert.⁴ Zentral für die hohe Rücklaufquote waren sicherlich das persönliche Engagement der Befragten, das sie bereits mit ihrer Teilnahme am Oral-History-Projekt deutlich gemacht hatten, sowie die mit der Befragung verbundene Einverständniserklärung betreffend Archivierung und Zugänglichmachung ihres Interviews.

Als wichtigstes Ergebnis zeigte sich, dass im Sample kaum gravierende Verzerrungen oder unerklärliche Verteilungen festzustellen sind. Die Resultate der Befragung erscheinen aufgrund unserer Kenntnisse der schweizerischen Entwicklungspolitik und humanitären Hilfe insgesamt plausibel, auch wenn es natürlich keine statistisch verlässliche Erhebung über die in der Auslandhilfe tätigen Menschen gibt, zu der das vorliegende Sample in Beziehung gesetzt werden könnte. So

4 Zwei Zeitzeuginnen aus dem ursprünglichen Sample von 75 Personen waren bereits vor dem Versand des Fragebogens verstorben.

beanspruchen die folgenden Angaben keine statistische Relevanz, sondern beziehen sich ausschliesslich auf die vorliegenden Interviews.

Dass das Projekt *humem* einen Bogen über fünf Jahrzehnte spannt und dadurch grundlegende Veränderungen der Entwicklungszusammenarbeit und der humanitären Hilfe dokumentiert, zeigt sich unter anderem im Alter, im Bildungsstand und in den Einsatzgebieten der Interviewten. So wurde ein knappes Drittel der Befragten vor 1930 geboren und war zum Zeitpunkt der Befragung achtzig oder mehr Jahre alt. Diese Generation hatte den Zweiten Weltkrieg bewusst miterlebt, und oft waren Erfahrungen in diesem Zusammenhang ausschlaggebend für das spätere Engagement in der Auslandshilfe. Für ein Zeitzeugenprojekt hingegen eher überraschend ist, dass ein Drittel der Befragten in den Jahren 2009 und 2010 das Pensionsalter noch nicht erreicht hatte und teils noch aktiv in der Entwicklungszusammenarbeit tätig war. Während manche Interviewte aus grosser zeitlicher Distanz auf ihre Erfahrungen zurückblickten, berichteten andere also sozusagen aus ihrem beruflichen Alltag.

Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen kamen aus allen Schichten. Unter ihren Vätern finden sich Landwirte und Handwerker ebenso wie Angestellte, Kaufleute oder Juristen. Allerdings ist der Anteil der akademisch gebildeten Väter (12 von 56) im Vergleich zur Gesamtbevölkerung hoch. Katholiken und Reformierte sind gleich gut vertreten, wobei sechs Personen keine Angabe zur Religion machten und zwei einer anderen Glaubensgemeinschaft angehörten. Auch die regionale Zugehörigkeit deckt sich ungefähr mit der Verteilung der Sprachregionen in der Schweiz. Von den 75 interviewten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen waren zwei Drittel Männer. Diese in Bezug auf die Gesamtbevölkerung bestehende Dominanz der Männer blieb auch unter denjenigen 56 Personen erhalten, welche den Fragebogen retournierten. Dafür können verschiedene Gründe angeführt werden: die in der Schweiz höhere Erwerbsquote der Männer, der von harten Bedingungen geprägte Feldeinsatz als eine Männerdomäne oder aber die Tatsache, dass *humem* in erster Linie Personen mit langen, abwechslungsreichen und vielfach auch erfolgreichen Karrieren in der Entwicklungszusammenarbeit befragte. Dieser Fokus bei der Auswahl der Interviewten dürfte auch dafür verantwortlich sein, dass im Sample rund die Hälfte aller Befragten Führungspositionen bekleidete – Positionen, in denen Männer traditionell stärker vertreten sind. Interessant ist in dieser Hinsicht jedoch, dass unter den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, welche ihre ersten Einsätze noch vor dem Beginn einer staatlichen und zunehmend professionalisierten Entwicklungszusammenarbeit absolvierten – das heisst, vor den frühen 1960er Jahren –, Frauen und Männer sich die Waage halten. Dies mag Zufall sein – für eine eindeutige Antwort ist das Sample zu klein –, doch scheint es plausibel, dass verstärktes staatliches Engagement und Professionalisierung mit einer Verdrängung der Frauen ein-

hergingen. Gerade aus den Lebensgeschichten von Frauen der älteren Generation wird nämlich deutlich, dass diese sich oft aus Abenteuerlust für einen Auslandseinsatz meldeten, und zwar zu einer Zeit, in der es für die grosse Bevölkerungsmehrheit noch kaum möglich war, andere Kontinente zu bereisen. Einige dieser Frauen erhielten im Feld die Gelegenheit, Führungsaufgaben zu übernehmen; sie konnten dort in Positionen tätig sein, welche ihnen in der Schweiz damals nur schwer zugänglich gewesen wären.

Der Rückgang des Frauenanteils im Interview-Sample korrespondiert mit einer anderen Tendenz, die sich in den vorliegenden Fragebögen eindrücklich zeigt, nämlich mit der zunehmenden Akademisierung von Entwicklungszusammenarbeit und humanitärer Hilfe. Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung ist der Anteil von Akademikern unter den Interviewten ohnehin aussergewöhnlich hoch; so erklärten fast zwei Drittel aller Befragten, über einen Abschluss an einer Fachhochschule oder Universität zu verfügen. Besonders interessant ist jedoch, dass der Anteil der Hochschulabsolventen bei denjenigen, die vor 1970 in die Auslandhilfe einstiegen, nur rund die Hälfte ausmacht; bei jenen, die nach 1970 im Feld waren, verfügten hingegen praktisch alle über eine Hochschulbildung. Akademisierung und Vermännlichung innerhalb des Interview-Samples widerspiegeln die Professionalisierung der Entwicklungszusammenarbeit. Hatte in den 1950er und 1960er Jahren die Krankenschwester, die – vielleicht mit Albert Schweitzer im Kopf – anderen helfen und zugleich etwas erleben wollte, in der Entwicklungshilfe noch einen Platz, so waren später vorwiegend Techniker und Ingenieure gefragt, die idealerweise den 1971 an der ETH eingeführten Nachdiplomkurs INDEL (heute NADEL) absolviert hatten.⁵

Grosse Organisationen wie das IKRK oder die DEZA sind, entsprechend ihrem vergleichsweise grossen Personaletat, auch im Sample stärker vertreten als kleinere. Die starke Präsenz des Bundes erstaunt nicht, wurde dieser doch mit der bundesrätlichen Botschaft vom 5. Juni 1961 über den Einstieg in die Projektarbeit und der Erweiterung des Rahmenkredites für die Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern (Bundesbeschluss vom 13. Juni 1961) zu einem wichtigen Arbeitgeber in der Entwicklungszusammenarbeit.⁶ Auch die Verteilung der Einsatzregionen bewegt sich im Rahmen der Erwartungen. Wichtigstes Einsatzgebiet war Afrika, gefolgt von Asien; diese Regionen standen von Anfang an im Fokus der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit und humanitären Hilfe. Mit etwas Abstand

5 Karin Huser, «Professionalisierung der Entwicklungshelfer/innen. Die Ausbildung der Bundesexperten/innen, 1962–1972», in: Peter Hug, Beatrix Mesmer (Hg.), *Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik* (Studien und Quellen, Bd. 19), Bern 1993, S. 433–444.

6 Branka Fluri, «Umbruch in Organisation und Konzeption. Die technische Zusammenarbeit beim Bund, 1958–1970», in: Hug, Mesmer 1993, *op. cit.*, S. 382–393.

folgen Südamerika und Europa als Einsatzgebiete, wobei Europa vor allem im Zusammenhang mit der Wiederaufbauhilfe nach dem Zusammenbruch des Kommunismus sowie mit dem Krieg im ehemaligen Jugoslawien in den Interviews auftaucht.⁷

Biografische Muster?

Führen bestimmte Erfahrungen in der Kindheit und Jugend später eher zu einem beruflichen Engagement in der Auslandhilfe? Signifikant könnte in diesem Zusammenhang sein, dass verhältnismässig viele Interviewte zumindest einen Teil ihrer Kindheit und Jugend ausserhalb der Schweiz verbracht hatten. Möglicherweise hat diese Erfahrung die Bereitschaft erhöht, sich später im Ausland zu engagieren und sich mit fremden Kulturen auseinanderzusetzen. Weil schon bei der ersten Sichtung der Interviews aufgefallen war, dass sich vergleichsweise viele Befragte in Jugendorganisationen engagiert hatten, wurde den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bei der statistischen Erhebung auch die Frage gestellt, ob es in ihrer Jugend ein «wichtiges / prägendes Engagement in Jugendvereinen / -organisationen» gegeben habe. Gut die Hälfte der Gruppe reklamierte ein solches Engagement für sich, darunter ein beachtlicher Anteil ehemaliger Pfadfinderinnen und Pfadfinder. Allerdings sind diese Ergebnisse wenig aussagekräftig, denn zum einen ist nicht klar, wie verbreitet ein solches Engagement während der letzten fünf Jahrzehnte in der Gesamtbevölkerung war, und zum anderen blieb es den Interviewten überlassen, was sie als prägend einstufen. Weil die Rekrutierung von Entwicklungshelfern für die weiter unten geschilderten Freiwilligeneinsätze gerade über Jugendorganisationen wie die Pfadfinder erfolgte, bleibt ungewiss, welche Bedeutung gesellschaftliches Engagement in der Jugend für den späteren Einstieg in die Entwicklungszusammenarbeit hat und in welchem Ausmass der hohe Anteil von Personen, die sich in Jugendorganisationen engagierten, die Rekrutierungsstrategien widerspiegelt.

Ob Hochschulabschluss oder nicht: Wer einmal in der Entwicklungszusammenarbeit tätig war, blieb dabei – dieser Eindruck entsteht bei der Durchsicht der Fragebogen. Fast zwei Drittel aller Befragten gaben nämlich an, sich während mehr als zehn Jahren in der Entwicklungszusammenarbeit oder humanitären Hilfe engagiert zu haben; bei manchen handelte es sich um ein lebenslanges Engagement, das auch mit dem Übertritt in den Ruhestand nicht abbrach. Dass im Sample mehrheitlich solche Personen vertreten sind, dürfte aber vorwiegend auf die Selektionskriterien von *humem* zurückzuführen sein. Bei der Auswahl der Interviewten wurden die Vielfalt der Erfahrungen und die Dauer des Engagements stark gewich-

7 Auch Franziska Diener verweist in ihrer Lizentiatsarbeit auf die Priorisierung von insbesondere Afrika, aber auch Asien gegenüber Südamerika. Vgl. dies., *Die Schweizerische Stiftung für technische Entwicklungshilfe (Swisscontact) 1956–1971*, unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich 2012, S. 89.

tet. Dies führte dazu, dass das Sample vorwiegend 'geglückte' Biografien als Entwicklungshelfer und Entwicklungshelferinnen enthält. Personen, die aus inhaltlichen oder persönlichen Gründen bereits nach wenigen Jahren aus der Auslandhilfe ausstiegen, fallen durch die angewandten Kriterien fast zwangsläufig weg.

So gesehen sind die im Folgenden vorgestellten Erfahrungen zweier Krankenschwestern, die Ende der 1960er Jahre im Rahmen eines Freiwilligeneinsatzes in Tansania als Entwicklungshelferinnen arbeiteten, eher untypisch für die von *humem* durchgeführten Interviews. Nach den zwei Jahren im Feld hatten sie nämlich nichts mehr mit Entwicklungshilfe zu tun. Aber die Motive der beiden jungen Frauen für ihr Engagement – eine karitative Grundhaltung kombiniert mit Fernweh und Abenteuerlust – finden sich auch in vielen anderen Interviews.

Hohe Anforderungen und grosse Enttäuschung – Erfahrungen als freiwillige Entwicklungsarbeiterinnen in Tansania 1967–1969

Die Schweizer Krankenschwestern Rita Meile und Eva Lüthi⁸ lebten von 1967 bis 1969 als freiwillige Entwicklungsarbeiterinnen in Tansania. Sie hatten den Auftrag, die Bevölkerung eines Dorfes in der Songea-Region in Hygiene- und Haushaltsfragen zu schulen und eine *Dispensary*, eine Mischung aus Dorfapotheke und medizinischem Behandlungszentrum, aufzubauen.⁹ Die Untersuchung ihres Einsatzes ist insofern interessant, als das Projekt in Tansania zu den frühen Missionen der Aktion *Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit* zählt, eine Aktion, die von 1964 bis 1972 dauerte. Der Einsatz der beiden Frauen fiel in die Anfangsphase der staatlichen Entwicklungshilfe der Schweiz, deren Beginn die Einsetzung des *Dienstes für technische Zusammenarbeit* (DftZ) 1961 markiert.¹⁰ Zur Untersuchung ihres Einsatzes stehen einerseits Selbstzeugnisse der beiden Freiwilligen und andererseits der institutionelle Bestand des DftZ im *Bundesarchiv* zur Verfügung. Für das Zeitzeugenprojekt interviewte *humem* Rita Meile und Eva Lüthi beide einzeln am 22. Februar 2010. Das *Archiv für Zeitgeschichte* lud Eva Lüthi im Rahmen des DEZA-Jubiläums am 2. November 2011 zudem zu einem Zeitzeugengespräch mit einer Schulklasse ein, das ebenfalls aufgezeichnet wurde. Im Anschluss daran zeigte sich, dass Frau Lüthi über zwei Ordner mit Briefen verfügte, die sie ihren Eltern aus Tansania geschrieben hatte. Im Rahmen ihrer Masterarbeit, die dem folgenden Abschnitt zugrunde liegt, führte Lea Ingber mit den beiden Frauen weitere Gespräche und konnte auch die Briefe von Rita Meile konsultieren, die ebenfalls erhalten geblieben sind. Damit ist es möglich, Lebensbedingungen

8 Die Namen der Zeitzeuginnen wurden auf ihren Wunsch durch Pseudonyme ersetzt.

9 BARE2005A#1980–82#828, t.311.500, Einsatz schweiz. Freiwilliger, 1964–1969.

10 Fluri 1993, *op. cit.*, S. 384–385.

und Arbeitserfahrungen der beiden Freiwilligen in Tansania anhand von zeitgenössischen Dokumenten und retrospektiven Interviews zu untersuchen, diese verschiedenartigen Selbstzeugnisse miteinander zu vergleichen und die Selbstzeugnisse den institutionellen Akten des DftZ gegenüberzustellen. Zuvor aber soll der Einsatz von Meile und Lüthi in seinem historischen Kontext situiert werden.

Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit

Vorbild für die Aktion *Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit* war das US-amerikanische *Peace Corps*. Im Wahlkampf gegen Richard Nixon hatte John F. Kennedy 1960 die Idee einer amerikanischen Freiwilligenorganisation als Teil einer neuen *Foreign Policy of Peace* propagiert und war damit auf grosses Echo gestossen.¹¹ Das *Peace Corps* war ideologisch aufgeladen und gliederte sich als eine wichtige Stütze der amerikanischen Entwicklungshilfe perfekt in die aussenpolitische Strategie ein, nämlich als «Uncle Sam's Number One Weapon in International Cold War against Communism».¹² Wie das restliche Europa interessierte sich auch die Schweiz für die Etablierung eines Freiwilligenkorps, wollte jedoch die Ideologisierung des amerikanischen Vorbildes vermeiden und sich auf wirtschaftliche Aspekte konzentrieren. Der Entwurf einer Stellungnahme des EPD von 1961 hält dazu fest:

Wenn ein kleines Land sich in eine solche Aktion einschalten will, so wird es gut beraten sein, dies in einer Weise zu tun, die auf offene Demonstrationen, die leicht als eine politische Provokation ausgelegt werden könnten, verzichtet. Es sollte sich auf seine wirtschaftliche Aufbauhilfe konzentrieren und dies in einer Art tun, die indirekt, ohne politische Nebengeräusche, zur Erreichung des Hauptziels – der Erhaltung Afrikas für die freie Welt – beiträgt.¹³

Am 18. Juni 1963 folgte die offizielle Bekanntmachung der Gründung einer Freiwilligenorganisation durch Bundesrat Traugott Wahlen. August R. Lindt, der Delegierte für technische Zusammenarbeit, wurde mit dem Aufbau des Pilotprojekts betraut und etablierte unter der Leitung von Michael von Schenck eine neue Sektion für Freiwilligeneinsätze.¹⁴ Die erste Herausforderung der neugeschaffenen Sektion war

11 Sabine Kraut, «Guter Wille, wenig Erfolg. Von Kennedys Peace Corps zur Aktion 'Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit', 1961–1972», in: Hug, Mesmer 1993, *op. cit.*, S. 445–458, hier S. 445–446. Bereits im ersten Jahr wurden 580 Freiwillige ins Ausland geschickt. 1964 arbeiteten über 10 000 freiwillige Helferinnen und Helfer in 46 Einsatzländern.

12 Zitat eines demokratischen Kongressabgeordneten, zit. in: Yvonne Baumann, *John F. Kennedy und 'Foreign Aid'. Die Auslandshilfepolitik der Administration Kennedy unter besonderer Berücksichtigung des entwicklungspolitischen Ansatzes*, Stuttgart 1990, S. 206.

13 BAR E2005A#1978/137#705, t.330.0, AIO (F. Kästli), Entwurf für eine Stellungnahme des EPD zu einem Bericht von Botschafter A. Lindt (Washington) über das Peace Corps, 14. April 1961.

14 Kraut 1993, *op. cit.*, S. 449.

die Suche nach einem geeigneten Namen. An Fantasie mangelte es den Verantwortlichen nicht. Die Vorschläge reichten von «Boten der Solidarität» und «Schweizerbanner» über «Pestalozzi-Trupp» bis zu «Lotsen des Fortschritts», bevor 1964 schliesslich die Bezeichnung *Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit* ausgewählt wurde.¹⁵ Das Ziel der Freiwilligeneinsätze umschrieb Sektionschef von Schenck als «Anregung und Anleitung an Entwicklungsländer für Hilfe zur Selbsthilfe».¹⁶ Diese Zielsetzung definierte auch die Experteneinsätze, jedoch unterschieden sich die Freiwilligenmissionen deutlich durch die Rahmenbedingungen der Einsätze und die Erwartungshaltung des DfZ. Die Freiwilligen sollten ihre Hilfe bei der lokalen Bevölkerung vor Ort anbringen und «direkte Zusammenarbeit» leisten. Wenn sie unter den gleichen Bedingungen lebten und arbeiteten wie die Einheimischen, gewannen sie eher Vertrauen und Akzeptanz, womit die Erfolgchancen des Projekts stiegen – dies die Hoffnung der damals Verantwortlichen.¹⁷

Im Gründungsjahr 1963 konzentrierte sich die Sektion auf die Ausarbeitung des Selektions- und Ausbildungsverfahrens sowie die Auswahl von Einsatzländern. Die Rekrutierung von Freiwilligen stellte kaum Probleme dar, denn sowohl die privaten Hilfswerke als auch der Bund verfügten über lange Wartelisten einsetzwilliger junger Leute. Dennoch verzichtete die Sektion nicht auf die aktive Anwerbung von potentiellen Freiwilligen.¹⁸ Das Selektions- und Ausbildungsverfahren war sehr komplex und wurde von Jahr zu Jahr weiterentwickelt. Neben dem Mindestalter und der beruflichen Ausbildung untersuchten die Sektionsverantwortlichen die Kandidaten besonders auf ihre charakterlichen Eigenschaften. Sie sollten kontaktfreudig, tüchtig und anpassungsfähig sein.¹⁹ Die Auswahl der Einsatzländer unterlag ebenfalls bestimmten Auflagen. Um die Sicherheit der Freiwilligen zu gewährleisten, musste ein gewisses Mass an politischer, rechtlicher und sozialer Stabilität vorhanden sein. Ein weiteres Kriterium war, dass die Einsatzländer an Wissen interessiert waren, das in der Schweiz verfügbar war, womit die Bereiche Technik, Landwirtschaft und medizinische Versorgung in den Vordergrund rückten.²⁰ Zudem sollten bereits Beziehungen zur Schweiz bestehen, zum Beispiel durch privatwirtschaftliche oder karitative Organisationen. Auch imaginierte oder tatsächliche Ähnlichkeiten zur Schweiz, etwa die offizielle Landessprache, die Mentalität, die Topografie oder die klimatischen Verhältnisse, waren ausschlaggebend, wobei

15 BAR E2005A#1978/137#705, t.330.0, Namensliste, s.l., s.d.

16 BAR E2005A#1978/137#705, t.330.0, Porträt des Freiwilligen, s.l., s.d., ohne Verfasserangabe [sehr wahrscheinlich Michael von Schenck].

17 Kraut 1993, *op. cit.*, S. 449–450. Vgl. zur Wirkungsmacht dieser Vorstellungen den Beitrag von Patricia Hongler in diesem Band.

18 Kraut 1993, *op. cit.*, S. 450–451.

19 *Ibid.*, S. 451.

20 Vgl. dazu *ibid.*, S. 448–451.

offenbar vorausgesetzt wurde, derartige 'Ähnlichkeiten' erleichterten die Zusammenarbeit.²¹

Ende Februar 1964 trat der erste Jahrgang von 23 freiwilligen Entwicklungshelfern seine Einsätze in Tunesien, Kamerun und Dahomey an. Nach einer positiven Bilanz des Pilotversuchs und der Aufstockung des Budgets durch den Bundesrat wählte der DftZ in den folgenden Jahren Nepal (1965), Tschad (1966), Tansania (1967), Madagaskar und Senegal (1968) als weitere Einsatzländer für die Freiwilligenprojekte aus.²² Die Anzahl der entsandten Freiwilligen erhöhte sich, erreichte jedoch auch in den Spitzenjahren 1969 und 1970 nicht mehr als 140 Personen. Über die acht Jahre hinweg schickte die Sektion insgesamt rund 500 Freiwillige ins Ausland.²³ Nach 1970 traten vermehrt Rekrutierungsprobleme auf, unter anderem wegen des Abflauens der ersten Begeisterungswelle für die Entwicklungshilfe und des Mangels an qualifizierten Arbeitskräften in der Schweiz.²⁴ 1972 löste ein neues Konzept, das *Schweizerische Entwicklungshelferprogramm*, die Aktion *Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit* ab, und der DftZ professionalisierte die Ausbildung der Entwicklungshelfer und stellte sie personalrechtlich den Experten gleich.²⁵

Private Hilfsorganisationen waren im ehemaligen Tanganjika²⁶ bereits seit den frühen 1950er Jahren tätig, zum Beispiel die Basler Chemie in Ifakara oder Benediktiner Missionen in Ndanda und Peramiho.²⁷ Entwicklungshilfe von staatlicher Seite wurde erst ab Mitte der 1960er Jahre geleistet. Am 21. Oktober 1966 unterzeichnete die Schweiz ein Abkommen über technische und wissenschaftliche Zusammenarbeit mit Tansania. Die Schweizer Regierung sicherte Tansania lokale Projekte sowie die Aufnahme von Stipendiaten zu.²⁸ Die finanziellen Belastungen wurden zwischen den Ländern aufgeteilt, wobei die Schweiz die Löhne, die Versicherungen sowie die Reise- und Transportkosten übernahm. Tansania verpflichtete sich, für Unterkunft, lokale Mitarbeiter und medizinische Vorsorge aufzukommen.²⁹ Im Januar 1967 schickte der DftZ die ersten zwei Freiwilligen nach Tansa-

21 BAR E2005A#1978/137#705, t.330.0.

22 BAR E2005A#1978/137#705, t.330.0, Bundesratsbeschluss, Bern, 29. Januar 1965.

23 BAR E2005A#1989/82#969, t.337.5, Statistik im Entre Nous zum 5-Jahr-Jubiläum.

24 René Holenstein, *Was kümmert uns die Dritte Welt*, Zürich 1998, S. 201–203.

25 BAR E2005A#1983/18#94, t.171(69–71), Referat an der Botschafterkonferenz, Bern, 30. August 1972.

26 Das Treuhandgebiet Tanganjika wurde 1961 von der Mandatsmacht Grossbritannien unabhängig und verband sich 1964 mit Sansibar zu Tansania.

27 BAR E2200.83A-01#1983/26#44, C.8.3, Schweizer Missionen und Kirchen, Bénédictine Peramiho, 1962–1965.

28 BAR E2200.83B#1990/26#164, 771.20, Agreement on technical and scientific co-operation between the Swiss Confederation and the Government of the United Republic of Tanzania, 21. Oktober 1966, Art. 1–3.

29 BAR E2200.83B#1990/26#164, 771.20, *ibid.*, Art. 7.

nia, im November 1967 folgten die damals 24-jährigen Rita Meile und Eva Lüthi. Die beiden Krankenschwestern leisteten ihren Einsatz im Buschdorf Litowa, das etwa 120 Bewohner hatte und wo 200 Schulkinder aus den umliegenden Dörfern in einer Internatsschule untergebracht waren.³⁰

Lebensbedingungen

Für das Idealbild eines Freiwilligen waren Verzichtsbereitschaft und ein einfacher Lebensstil zentral.³¹ In den Grundlagenpapieren definierten die Sektionsverantwortlichen ausführlich, wie ein Freiwilliger ihrer Meinung nach zu leben hatte. Sektionschef Michael von Schenck führte den Vorteil von Verzichtsbereitschaft folgendermassen aus:

Für die Entwicklung der Gemeinschaft ist der Verzicht des Einzelnen Voraussetzung. Wer Entwicklung anregt, muss Verzicht fordern. Wer Verzicht fordert, muss selbst eigenen Verzicht beweisen. Ohne eigenen Verzicht können die Freiwilligen nicht glaubhaft in der Entwicklungsarbeit an der Wurzel tätig sein.³²

Die Freiwilligen sollten mit gutem Beispiel vorangehen und selber auf den gewohnten Lebensstandard verzichten. Die Sektionsverantwortlichen sahen zwischen den einfachen Lebensbedingungen und dem Erfolg eines Projekts eine klare Verbindung: «Erst damit ermöglicht der Freiwillige sich selber die sinngemässe Erfüllung seines besonderen Auftrages und die richtige Ausführung der ihm übertragenen Arbeit.»³³

Die Unterkunft von Meile und Lüthi in Litowa entsprach diesen Vorstellungen vom einfachen Leben. Die Zeitzeuginnen schilderten die Hütten, in denen sie untergebracht waren, in ähnlichen Worten. Meile beschrieb sie folgendermassen:

Also, wir haben genau wie die Afrikaner gelebt. In einer Hütte wie sie, mit Lehm Boden, Grasdach. Ein Haus hat eine Decke gehabt mit Bambusröhren. Aus Lehm sind auch die Wände gewesen und die Türen waren nur zum Anlehnen. Man konnte nichts richtig schliessen. Da waren Löcher als Fenster, ohne Scheiben.³⁴

Die beiden Freiwilligen lebten wie die Einheimischen in einfachen Lehmhütten mit Grasdach, die sie mit aller Art Ungeziefer teilten. Auch die Einrichtung war nach der Beschreibung von Lüthi sehr spartanisch gehalten: «Wir hatten nur Tisch

30 BARE2005A#1980-82#828, t.311.500, Einsatz Schweiz. Freiwilliger, 1964–1969.

31 Vgl. dazu auch Abschnitt «Die Entwicklungshelfer: Ein Katalog von Tugenden», in: Gilbert Rist et al., *Wie Weisse Schwarze sehen. Beurteilung von Publikationen Schweizerischer Hilfswerke*, Basel 1979, S. 82ff.

32 BAR E2005A#1978/137#705, t.330.0, Antrag an Bundesrat, Bern, 26. November 1964, S. 4.

33 BAR E2005A#1978/137#719, t.332.3.0, Notiz von Michael von Schenck, Bern, 14. September 1965.

34 Interview Meile, 22. Februar 2010, 1:58. Die Zitate aus den Interviews wurden ins Hochdeutsche übersetzt und zugunsten der Verständlichkeit grammatikalisch angepasst.

und Stuhl, und eben Betten, einen Filter, um das Wasser zu filtrieren und dann zwei, drei Harasse für die Büchsenkost und so. Es war nicht viel.»³⁵

Zusätzlich zu der einfachen Unterkunft mussten sich die Freiwilligen auch an die klimatischen und hygienischen Zustände gewöhnen. In den Interviews erzählten sie von heftigen Regenfällen, Ungeziefer und Büchsenkost. Lüthi berichtete zum Beispiel, wie sie Brot buken: «Und das Mehl [...] mussten wir immer sieben, weil das ganz voller Käfer und Raupen und nachher Fliegen war. Aber das war einfach, weil die Luft so feucht war, das konnte man gar nicht anders machen. Und dann brauchten wir es und buken es.»³⁶ Meile erinnerte sich auch an Begegnungen mit allerhand Ungeziefer: «Weil die Türe und die Fenster nicht geschlossen haben, hatten wir sehr viele Spinnen drinnen, wir hatten Ratten, Frösche. Die Hühner haben uns die Eier drinnen gelegt.»³⁷ Trotz dieser sehr primitiven Lebensbedingungen beklagten die Freiwilligen die hygienischen und klimatischen Zustände in den Interviews nicht, sondern stellten sie als Herausforderung und persönliches Abenteuer dar. Ein Zitat von Meile über ein 'gewöhnliches Abendessen' verdeutlicht dies exemplarisch: «Die Larven sind runtergefallen von der Decke auf unsere Teller und da hat man die einfach weggemacht und hat weitergegessen. Also, wir mussten uns an Manches gewöhnen. Aber [es] ist gegangen – wir haben das absolut angenommen, akzeptiert.»³⁸

Mehr als vierzig Jahre nach ihrem Einsatz schilderten die Freiwilligen ihre damaligen Lebensbedingungen, die sie «absolut angenommen, akzeptiert» hätten, anschaulich und zugleich abgeklärt. Was aber hatten sie zur Zeit ihres Einsatzes in Tansania darüber geschrieben? Offenbar beschäftigten die Lebensbedingungen die Freiwilligen damals so sehr, dass sie in den ersten Monaten beinahe täglich darüber berichteten. Bei einem Vergleich der retrospektiven Interviews mit den zeitgenössischen Briefen lässt sich feststellen, dass die Freiwilligen die Lebensbedingungen bereits während ihrer Einsatzzeit grundsätzlich positiv bewerteten. Interessant ist, dass die Erzählungen in den Briefen und in den Interviews häufig nahezu identisch sind. Ein Beispiel hierfür ist die Beschreibung der Begegnung mit einer Schlange, die in das Schlafzimmer der Freiwilligen eingedrungen war. Meile und Lüthi schilderten den Zwischenfall sowohl in ihren Briefen als auch in ihren Interviews jeweils sehr ähnlich.³⁹ Gleichförmig ist auch die Darstellung der Unterkunft. Meile beschrieb ihren Eltern zum Beispiel das Inventar der Hütten:

35 Interview Lüthi, 22. Februar 2010, 2:13.

36 *Ibid.*, 2:47.

37 *Ibid.*, 2:00.

38 *Ibid.*, 2:02.

39 Vgl. Interview Meile, 22. Februar 2010, 2:00; Interview Lüthi, 2. November 2011, 0:56.

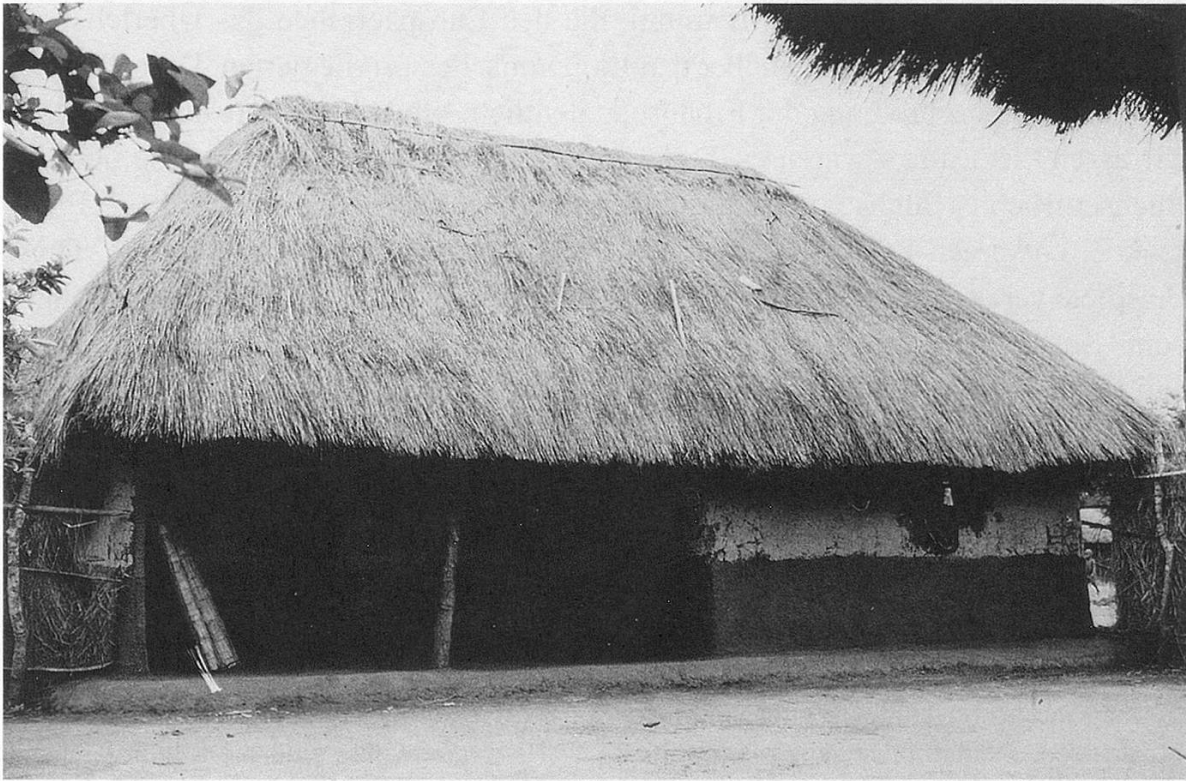


Abbildung 1: Wohnhaus der Schweizer Freiwilligen in Litowa. Wie die Einheimischen lebten sie in einer Lehmhütte mit Grasdach. Bildnachweis: AfZ IB *humem*-Archiv.

Wir sind daran, uns so heimelig wie möglich einzurichten mit der Ware, die wir haben: 2 Tische, 1 Stuhl, 1 Kühlschrank (voller Ameisen!), 2 Betten mit Inhalt und Moskitonetz, einem Wasserfilter und einer einflammigen Kochgelegenheit. [...] Wir führen ein Lagerleben.⁴⁰

Das von Meile dargestellte «Lagerleben» passt zu der Erinnerung von Lüthi an die spartanische Einrichtung. Mögliche Erklärungen für die stabilen Schilderungen sind, dass die Erlebnisse vor Ort so ungewohnt und intensiv waren, dass sie sich dauerhaft einprägten. Ausserdem trug die Verarbeitung und Reflexion der Erlebnisse durch die Verschriftlichung in den Briefen zur Verfestigung der Erinnerung bei. Es ist aber auch zu berücksichtigen, dass Meile und Lüthi zur Vorbereitung auf die Interviews und Auffrischung der Erinnerung ihre schriftlichen Aufzeichnungen teilweise nochmals durchlasen, was die Ähnlichkeit von zeitgenössischer und retrospektiver Darstellung zweifellos begünstigte.

Bei genauer Betrachtung zeigt sich, dass die Anpassung an die Lebensbedingungen der Einheimischen, das vordergründig «gleiche Leben wie die Afrikaner», äusserst relativ war: Im obigen Zitat werden Kühlschrank, Moskitonetz und Wasser-

40 Briefe Meile, 14. Dezember 1967, S. 2.

filter erwähnt – technische Hilfsmittel, die den Europäerinnen das Überleben erleichtern sollten und sie gegenüber den Einheimischen privilegierten. Dasselbe wird auch bei der Beschreibung der Ernährung deutlich. Meile berichtete darüber: «Was wir essen? In Litowa waren es Teigwaren, Reis, Mais, Büchsen Gemüse und viel Büchsenfrüchte. Büchsenfleisch und Reis habe ich für eine Zeitlang satt!»⁴¹ Büchsenkost entsprach kaum der täglichen Ernährung der Bewohner Litowas. Diese Beispiele veranschaulichen die Widersprüche, die den europäischen Vorstellungen vom 'Buschleben' im 'richtigen Afrika' innewohnen. Tatsächlich verfügten Meile und Lüthi über Geräte und Lebensmittel, die sie von den Bewohnern Litowas deutlich unterschieden, auch wenn die Lebensumstände im Vergleich zu Schweizer Verhältnissen sehr einfach waren und den beiden Frauen zweifellos eine enorme Anpassungsleistung abverlangten. Illustrativ sind diesbezüglich Lüthi's Ausführungen über das Ungeziefer:

Ein schlimmer Artikel sind die Fliegen. Nichts dürfen wir herumstehen lassen und mit Hilfe eines Sprays betreiben wir Massenmord. Ganze Lager kleiner Ameisen befinden sich in unserer Hütte. Weiter sind die Wände oft voll von den eigenartigsten Spinnen, grossen, kleinen oder ganz platten. [...] Die Hauptplage aber sind die Ratten [...]. Sie fressen in all unsere Mehlsäcke ein oder mehrere Löcher.⁴²

Die Freiwilligen beschrieben alle ihre Eindrücke, beklagten sich jedoch ähnlich wie in den Interviews nicht über die primitiven Lebensbedingungen. Nach einer ersten Anpassungsphase thematisierten sie die klimatischen und hygienischen Zustände in den Briefen kaum mehr. Es finden sich nur noch kurze Bemerkungen, die über die Anpassung berichten. Meile meldete im Februar 1968 nach Hause: «Was die fehlende Hygiene anbelangt, erschreckt uns kaum mehr etwas. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier.»⁴³

Es mag erstaunen, dass die Freiwilligen sich anscheinend mit den primitiven Lebensbedingungen in Tansania arrangiert hatten. In den Briefen sind die Gründe für die Identifikation mit dem einfachen Lebensstil aufgrund der täglichen Einträge besser nachvollziehbar als in den Interviews. Lüthi zog einen Vergleich zwischen der Missionsstation in Peramiho und Litowa: «Wir möchten nicht ständig hier [in Peramiho] bleiben. Es gibt zu viel Luxus, zu viel Zivilisation. Denn das haben wir uns nicht vorgestellt. Hier würden wir Afrika überhaupt fast nicht kennenlernen.»⁴⁴ Lüthi bevorzugte das einfache 'Buschleben', weil sie nur so die afrikanischen Verhältnisse wirklich erfahren könne. Diese Gegenüberstellung offenbart europäische Projektionen: Sie setzt das 'wahre' Afrika mit Natur und Armut gleich, während

41 Briefe Meile, 3. Januar 1968, S. 3.

42 Briefe Lüthi, 20. Dezember 1967, S. 1.

43 Briefe Meile, 15. Februar 1968, S. 2.

44 Briefe Lüthi, 17. Februar 1968, S. 1.



Abbildung 2: Unterwegs mit dem VW Käfer. Die Lebensbedingungen der Schweizerinnen waren beschwerlich, aber nicht dieselben wie jene der Einheimischen. Bildnachweis: AfZ IB humem-Archiv.

Zivilisation und Luxus als unafrikanisch erscheinen. Meile zeigte sich in ihren Briefen mit den Lebensbedingungen in Litowa ebenfalls zufrieden:

Alles das mussten wir erwarten, wir wurden im Vorbereitungskurs immer wieder darauf aufmerksam gemacht. Wenn wir in einer wunderschönen Wohnung einlogiert wären, so hätten wir uns sehr wahrscheinlich enttäuscht angesehen. Wir haben, was wir uns wünschten, ein Abenteuer.⁴⁵

Das Motiv der Abenteuerlust ist bei beiden Freiwilligen ausschlaggebend für die positive Bewertung der Lebensbedingungen. Aus den Interviews lässt sich rekonstruieren, dass Lüthi und Meile zwei Motive für ihre Bewerbung als Freiwillige angaben: Helferwille und Abenteuerlust. Während ihres Einsatzes in Tansania wollten sie den Menschen vor Ort helfen und fernab der privilegierten Touristenunterkünfte wie die Afrikaner selbst leben.⁴⁶ Das zweite Motiv sahen sie durch ihre

45 Briefe Meile, 2. Januar 1968, S. 1.

46 Vgl. z.B. Interview Meile, 22. Februar 2010, 1:12–1:15.

einfache Lebensführung in Litowa erfüllt, und sie stellten die strapaziösen Lebensbedingungen daher nicht in Frage.

Tätigkeiten und Vorgehen

Der Vergleich zwischen den Briefen und den Interviews lässt keine Umdeutung der Lebensbedingungen in Tansania erkennen; insbesondere wurden sie nicht im Nachhinein idealisiert oder dramatisiert. Nun soll analysiert werden, wie die Freiwilligen ihre Tätigkeiten und deren Umsetzung in ihren Selbstzeugnissen darstellten. Bereits im Dezember 1966 hatten die Sektionsverantwortlichen mit dem Dorfmanager Ralph Ibbott die Aufgabenbereiche der Freiwilligen umrissen. Sie sollten die Bewohner von Litowa und den umliegenden Dörfern medizinisch behandeln sowie Frauen und Schulkinder in Hygienefragen schulen. Zudem waren sie verantwortlich für die *Dispensaries* in den Dörfern und die Ausbildung des jeweiligen Personals.⁴⁷ Die definierten Arbeitsfelder «Hygiene und medizinische Betreuung» korrespondierten zwar mit der oben erwähnten Devise des DftZ, nur in jenen Bereichen im Ausland zu helfen, in denen die Schweiz ausgebildete Fachkräfte vorwies, liessen aber beträchtlichen Interpretations- und Handlungsspielraum. Die Freiwilligen begannen ihren Einsatz, indem sie den Pfleger in Litowa schulten und die *Dispensary* – eine einfache Grashütte – möglichst hygienisch einrichteten. Die *Dispensary* hatte feste Öffnungszeiten von 8.00 bis 11.30 Uhr morgens und von 15.00 bis 17.00 Uhr nachmittags.⁴⁸ Eine grosse Herausforderung waren die unterschiedlichen Behandlungsmethoden. Laut den Freiwilligen verlangten die Dorfbewohner bei jeder Erkältung oder Infektion eine Spritze, da sie überzeugt waren, nur eine schmerzvolle Behandlung sei auch nützlich.⁴⁹ Meile und Lüthi versuchten, den Pfleger für den Umgang mit Medikamenten zu sensibilisieren. Meile schrieb an ihre Eltern: «Der 'Pfleger' tut sicher sein Bestes, in unseren Augen oft in eigenartiger Weise. Jedem, der kommt, wird eine Menge Tabletten oder eine Spritze verabreicht, einfach, dass er zufrieden ist.»⁵⁰ Die fünf Stunden *Dispensary*-Arbeit pro Tag füllten die Freiwilligen nicht aus und sie suchten sich weitere Tätigkeitsfelder. Lüthi erinnerte sich im Interview, dass die Arbeit in der *Dispensary* nur eine von vielen Aufgaben gewesen war:

Wir waren überall eigentlich, wir halfen den Müttern, Mutterberatung, Gartenbau, ein bisschen, was wir wussten, wie man eine mindeste Hygiene [garantiert], in der Pflege

47 BAR E2200.83B#1990-26#194, 771.26.2, Projektbeschreibung, Antrag, Bern, 20. Oktober 1967, S.2.

48 BAR E2200.83B#1990-26#194, 771.26.2, Jahresrapport Rita Meile, Litowa, 2. Februar 1969, S. 2. Diese nach schweizerischer Art exakt angegebenen Öffnungszeiten wurden sicherlich nicht strikt eingehalten. Die Freiwilligen orientierten sich in Litowa wie die lokale Bevölkerung am Stand der Sonne.

49 Vgl. Interview Meile, 22. Februar 2010, 1:53.

50 Briefe Meile, 19. Dezember 1967, S. 3.

der Kleider, der Wäsche, der Haut – das ging wieder ins medizinische – das Ungeziefer oder das Kochen. [...] Und dann in der Schule, mit den Lehrern zusammen Hygienekunde und Toilettenbau.⁵¹

Diese Auflistung verdeutlicht, wie viele Tätigkeiten unter die Arbeitsbereiche «Hygiene und medizinische Betreuung» fallen konnten. Das Aufgabengebiet der Freiwilligen gestaltete sich äusserst vielfältig: Von *Dispensary*-Arbeit über Kleiderwäsche bis zur Mütterberatung versuchten sie, die hygienischen und medizinischen Zustände zu verbessern.

Wie ein Freiwilliger seine Aufgaben umsetzen sollte, hatten Lüthi und Meile während des Vorbereitungskurses im Tessin gelernt. Die Sektionsverantwortlichen hatten in einem Handbuch allgemeine Verhaltensregeln und konkrete Arbeitsschritte zusammengestellt. Der zentrale Punkt war eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit der lokalen Bevölkerung. Das Vorgehen der Freiwilligen sollte «jeden autoritären oder paternalistischen Stil vermeiden und sich auf die einheimischen Sitten und Bräuche abstützen».⁵² Die lokale Bevölkerung sei als ebenbürtig zu betrachten und sollte in die Aktivitäten der Freiwilligen eingebunden werden. Denn nur ein Projekt, das auch ohne Beteiligung der Freiwilligen aus Eigenantrieb der Bevölkerung weiterbestehe, sei erfolgreich:

Es genügt aber nicht, allein nur die Probleme zu lösen, die sich Dir stellen. Du musst Deine Umgebung auch die Lösung verstehen lehren und, mehr noch, vielleicht sogar das Problem überhaupt zu sehen. [...] Man sollte fast nicht bemerken, was Du dazu beigetragen hast.⁵³

Der Freiwillige sollte sich quasi überflüssig machen und die Handlungskompetenz den lokalen Entscheidungsträgern übergeben. Als erfolglose Projekte galten dagegen Arbeiten, die nicht in absehbarer Zeit abgeschlossen oder von der Bevölkerung übernommen werden konnten. Diese seien «mehr als nur sinnlos, sie rauben Kraft, Zeit und Geld».⁵⁴

Die Analyse der Interviews zeigt, dass die Freiwilligen grosse Schwierigkeiten hatten, ihre Aufgaben in Litowa so umzusetzen, wie sie die Sektionsverantwortlichen geplant hatten, und dass die angestrebten Erfolge weitgehend ausblieben. In den Gesprächen zweifelten Meile und Lüthi beide an der Nachhaltigkeit und der Sinnhaftigkeit ihrer Tätigkeiten. Angesprochen auf die Bilanz des Einsatzes konstatierte Meile:

51 Interview Lüthi, 22. Februar 2010, 1:53.

52 BAR E2005A#1983-18#901, t.330.2.0, Handbuch für Freiwillige.

53 *Ibid.*

54 *Ibid.*

Ich habe mich dann gerade ein bisschen distanziert [nach der Rückkehr], weil ich so keinen Sinn gesehen habe, ich bin irgendwie enttäuscht gewesen. [...] Mit den Leuten zu leben, das zu erleben, ja ... Aber Entwicklungshilfe, das ist für mich fragwürdig geworden. [...] Da habe ich Zweifel, dass etwas zurückgeblieben ist, von dem wir wollten, dass es dort wirksam bleibt.⁵⁵

Meile erzählte sehr offen, dass sie nicht den gewünschten Erfolg verzeichnen konnte. Die Probleme bei der Umsetzung verleiteten sie sogar dazu, nicht nur die eigenen Tätigkeiten in Frage zu stellen, sondern das ganze Konzept der Entwicklungshilfe. Mit dieser ernüchternden Einschätzung ist Meile nicht allein: Auch Lüthi zeigte sich in den Interviews enttäuscht über den Verlauf ihres Einsatzes. Auf die Frage nach den grössten Erfolgen antwortete sie lakonisch «nichts» und fügte an: «Ich habe oft gar nicht so gerne an diese Zeit, also an diese Arbeit, zurückgedacht, die wir dort gemacht haben, weil ich einfach meine, dass wir dort nichts erreicht haben.»⁵⁶

Als Gründe für den Misserfolg nannten die Freiwilligen in den Interviews die ungenügende Vorbereitung durch den DftZ, die schlechte Zusammenarbeit mit den lokalen Entwicklungspartnern und die kulturellen Unterschiede. Meile und Lüthi bemängelten, dass der DftZ sie ohne Sprachkenntnisse nur mit einem Suaheli-Wörterbuch bewaffnet nach Tansania geschickt hatte, was den Einstieg in die Arbeit enorm erschwerte.⁵⁷ Zudem hätten sich die lokalen Entwicklungspartner nicht für ihren Einsatz interessiert. Lüthi erinnerte sich an die problematische Zusammenarbeit mit den Lehrern: «Aber das war ein höllischer Kampf, dass man die Lehrer überzeugen konnte. [...] Ohne Lehrer konnten wir gar nichts machen. Wenn die uns nicht gut gefunden haben, wenn denen das egal war, dann ist nichts passiert.»⁵⁸ Das meiste Kopfzerbrechen bereitete den Freiwilligen aber die Kooperation mit der Bevölkerung in Litowa. Nach dem Handbuch des DftZ konnte ein Projekt nur dann erfolgreich sein, wenn die Bevölkerung aktiv einbezogen wurde. In den Interviews betonten Meile und Lüthi, dass sie persönlich ein gutes Verhältnis zu den Dorfbewohnern gehabt hätten, was ihre Arbeit jedoch nicht zwangsläufig erleichtert habe. Meile sagte dazu: «Weil, eben, das Arbeiten ... sie liessen sich nicht so gerne antreiben. Auch die Frauen. [...] Ein Teil hat es gern gemacht und andere eben gar nicht, haben das Gefühl gehabt: Das ist nicht nötig.»⁵⁹

Die ernüchternde und sehr kritische Bilanz in den Interviews erstaunt und verlangt nach einer genaueren Abklärung der Umstände. Erneut können die Briefe zu

55 Interview Meile, 22. Februar 2010, 2:41.

56 Interview Lüthi, 2. November 2011, 1:10.

57 Vgl. z.B. Interview Lüthi, 22. Juni 2012, 0:07.

58 Interview Lüthi, 2. November 2011, 1:21.

59 Interview Meile, 22. Februar 2010, 1:56.

einem besseren Verständnis der damaligen Erlebnisse und ihrer Deutung durch die beiden Frauen hinzugezogen werden. Dabei zeigt sich, dass die Freiwilligen sich bei der Umsetzung ihres Auftrags an den Ratschlägen der Sektionsverantwortlichen im Handbuch orientierten. Sie versuchten, den Dorfbewohnern ihr Wissen zu vermitteln ohne «autoritären oder paternalistischen Stil». In einem Zitat von Meile werden diese Bemühungen deutlich:

Wir [Meile und der *Dispensary*-Pfleger] fingen an über Düngung, Kompost, Insekten-tilgung und anderes mehr zu plaudern. Damit meine Anwesenheit nicht als aufdringlich bezeichnet werden konnte, gab ich vorerst nur Ratschläge auf Fragen. Wir hatten noch Samen. Die habe ich jetzt gegeben. Er könne sie probieren, vielleicht würden die Leute diese Gemüse lieben.⁶⁰

Meile folgte den Leitlinien im Handbuch, verteilte anstatt Befehlen Ratschläge und bezog den Pfleger als ebenbürtigen Gesprächspartner in die Diskussion mit ein. Die Freiwilligen suchten das Gespräch mit der Bevölkerung und versuchten sie dadurch aktiv in die Entwicklungsprojekte einzubinden. Lüthi sah in diesem Vorgehen die Basis für die geforderte Vertrauensbildung: «Mit den Afrikanern verstehen wir uns immer besser. Wichtiger als die Arbeit ist ja der menschliche Kontakt. [...] Ich glaube, wir haben das Vertrauen gewonnen.»⁶¹ Beide Frauen berichteten von stundenlangen Gesprächen und Diskussion über die Ideen und deren Umsetzung. Meile betonte, wie wichtig es sei, mit den Menschen zu reden und geduldig zu bleiben: «Noch einmal, wir wissen nur, dass man in jeder Situation die Ruhe bewahren muss und lächeln muss.»⁶²

Die Befolgung der Handlungsanweisung des DftZ hätte theoretisch zu erfolgreichen und nachhaltigen Projekten führen sollen. Zu Beginn bewerteten die Freiwilligen daher ihre Projektbetreuung noch sehr positiv. Häufig betonten die Frauen, die Arbeit sei zwar schwierig, doch würde sie nach einiger Zeit leichter werden. Meile zeigte sich fasziniert von der fremden Umgebung und war trotz dem mühsamen Einstieg positiv eingestellt: «Alles wird erst in letzter Minute oder verspätet verrichtet. Daran müssen wir uns noch gewöhnen. Weil wir Afrika und die Leute lieben, wird sich der Aufenthalt bestimmt freudereich gestalten.»⁶³ Lüthi meldete nach einem halben Jahr in Litowa: «Mit unserer Arbeit sind wir immer noch gleich weit. Doch wir werden den Weg schon noch finden. Es braucht eben Zeit. Das haben wir nun auch schon gemerkt.»⁶⁴ Die Freiwilligen nahmen die neue Situation in Tansania als Bereicherung wahr und freuten sich über ihren Einsatz.

60 Briefe Meile, 30. April 1968, S. 4.

61 Briefe Lüthi, 22. Februar 1968, S. 3.

62 Briefe Meile, 10. Mai 1968, S. 3.

63 Briefe Meile, 3. Januar 1967, S. 2.

64 Briefe Lüthi, 1. Juli 1968, S. 1.



Abbildung 3: Gemeinsamer Bau einer Latrine. Das zentrale Arbeitsfeld Hygiene und medizinische Betreuung wurde zur *pièce de résistance*. «Trotz allem Probieren kommt man nicht vom Fleck.» Bildnachweis: AfZ IB humem-Archiv.

Vergleicht man diese frühen Aussagen mit Zitaten gegen Ende des Einsatzes, lässt sich ein enormer Bewertungswandel feststellen. Lüthi konstatierte im Januar 1969: «Das ist einfach ein hoffnungsloses Dorf. Trotz allem Probieren kommt man nicht vom Fleck. Die Leute sind teilweise einfach faul (also wirklich). Zu faul um interessiert zu sein! Wir sitzen unsere Zeit hier in Litowa richtig ab.»⁶⁵ Lüthi ärgerte sich über die Einstellung der Dorfbewohner und sah in ihrer Tätigkeit keinen Sinn. Der anfängliche Optimismus der Freiwilligen war gegen Ende des Einsatzes Ernüchterung und Enttäuschung gewichen, und die Darstellung in den späten Briefen erinnert stark an die Einschätzung der Freiwilligen in den Interviews.

Wie konnte sich die anfänglich positive Einstellung der Freiwilligen derart ändern? Die Analyse der Lebensbedingungen demonstrierte, wie stabil die Bewertung der Freiwilligen auch in Ausnahmesituationen war. Ein Hauptgrund für die ernüchternde Bilanz ihrer Tätigkeiten liegt sicherlich darin, dass ihr Wunsch, den Ärmsten wirklich helfen zu können, unerfüllt blieb. Die Idee, in Afrika etwas Po-

65 Briefe Lüthi, 31. Januar 1969, S. 2–3.

sitives zu bewirken, konnten die Freiwilligen aus ihrer Sicht nicht verwirklichen, und sie äusserten diese Enttäuschung in den Briefen und Interviews durch Selbstzweifel und Kritik. Der Nähunterricht mit den Frauen ist ein Beispiel dafür, dass die Hilfe der Freiwilligen nicht wie gewünscht angenommen wurde:

Am Nachmittag sollten 23 Frauen zum Nähen kommen. Eine der fleissigen Frauen kam zu mir, mich auf eine eventuelle Enttäuschung vorzubereiten. Sie sagte, sie glaube nicht, dass viele Frauen kommen würden. [...] Genau so war es. Es erschien keine einzige neue Frau.⁶⁶

Lüthi bestätigte in ihren Briefen die fehlende Motivation der Frauen: «Der Fall scheint fast hoffnungslos zu sein. Die Frauen sind ganz einfach zu faul. Zeit hätten sie nämlich schon.»⁶⁷ Die Freiwilligen waren frustriert, dass sich die lokale Bevölkerung nicht mehr für ihre Tätigkeiten interessierte und dass sich die Menschen nicht helfen liessen. Die Enttäuschung über die anhaltende Erfolgslosigkeit beeinflusste zunehmend die Beziehung der beiden Freiwilligen untereinander. Sie waren sich nicht mehr einig, wie ihre Aufgaben am besten umzusetzen seien.⁶⁸ Dieser Aspekt kommt in den Briefen stärker zum Ausdruck als in den Interviews. Meile und Lüthi erwähnten in den Zeitzeugengesprächen die unterschiedlichen Ansichten, äusserten sich jedoch deutlich vager als in den Briefen, denn während Letztere nur für die Familie bestimmt gewesen waren, wussten die Zeitzeuginnen in den *humem*-Interviews nicht, wer ihre Aussagen zu hören bekommen würde. Dies zeigt, wie ein erwarteter Rezipientenkreis Meinungen und Aussagen beeinflussen oder zensieren kann.⁶⁹

In den Interviews vertraten die Zeitzeuginnen dieselbe Position, die sie gegen Ende ihres Einsatzes in Tansania eingenommen hatten. Die kritische Deutung ihres damaligen Engagements ist also nicht die Folge einer Verarbeitung und Umdeutung in den vierzig Jahren zwischen der Rückkehr und den Interviews, sondern vollzog sich aufgrund der enttäuschenden Erfahrungen während des Einsatzes selbst. Die Zeitzeuginnen gaben in den Interviews die Schwierigkeiten bei der Umsetzung ihres Auftrags unumwunden zu und versuchten nicht, die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung oder ihre Tätigkeiten in Litowa zu idealisieren. Wie bei der Analyse der Lebensbedingungen erwiesen sich die Erinnerungen der Zeitzeuginnen auch in Bezug auf ihre Tätigkeit als Entwicklungsarbeiterinnen als zuverlässig. Eine mögliche Erklärung für die nur unbedeutenden Differenzen zwischen der zeitgenössischen und der retrospektiven Darstellung ihrer Erfahrungen ist, dass der

66 Briefe Meile, 16. Januar 1969, S. 1.

67 Briefe Lüthi, 5. Dezember 1968, S. 7.

68 Lüthi schrieb zum Beispiel, dass es schwierig sei, ihre und Meiles Ideen auf einen Nenner zu bringen. Vgl. dazu: Briefe Lüthi, 2. April 1968, S. 3.

69 Vgl. z.B. Lynn Abrams, *Oral History Theory*, Oxford 2010, S. 110–115.

Einsatz in Tansania für die Freiwilligen ein räumlich und zeitlich klar begrenztes Erlebnis darstellte, das – ähnlich wie ein erratischer Block – in der biografischen Sinnkonstruktion der Zeitzeuginnen zwar einen Platz hatte, sich mit den sonstigen Erfahrungen aber kaum verknüpfen liess. Die Tätigkeit in der Entwicklungshilfe wurde nicht relevant für den individuellen Lebenszusammenhang, und die Erinnerung daran war eher unangenehm. Dass Eva Lüthi nicht gerne an diese Zeit zurückdachte, wurde oben bereits erwähnt. Auch Rita Meile kann der Erfahrung in Tansania heute wenig Positives abgewinnen: «Ja also, wenn ich darüber spreche, ich habe [...] ganz neutrale Gefühle. Ich sehe das einfach, dass es so war.»⁷⁰ Die Formulierungen weisen darauf hin, dass die Freiwilligen ihre Erlebnisse in Tansania als abgeschlossenen Teil ihrer Biografie verstanden, der mit ihrem sonstigen Leben in der Schweiz kaum einen Zusammenhang hatte und wenig sinnvoll erschien. Mangels Relevanz und inhaltlicher Auseinandersetzung wurden ihre Erfahrungen bis zu den *humem*-Interviews kaum bearbeitet und umgedeutet. Erst als sich *humem* und die historische Forschung für ihren Einsatz in Tansania zu interessieren begannen, setzte eine neue Phase der Erinnerungsarbeit ein. Es mag sein, dass das – aufgrund der damals nicht erreichten Ziele – jahrzehntelang für sinnlos gehaltene Engagement für die beiden Freiwilligen nun einen neuen biografischen Sinn erhielt, weil es heute aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive interessant und damit vielleicht auch in biografischer Hinsicht wertvoller geworden ist.

Das Zeitzeugen-Archiv

Der Ansatz von *humem*, mittels inhaltlich weitgehend offener biografischer Interviews von den Anfängen der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit und humanitären Hilfe bis zur Gegenwart einen Bogen zu schlagen, eröffnet der Forschung vielfältige Möglichkeiten. Die vorhandenen Interviews gewähren Einblicke in die bisher kaum behandelte lebensweltliche Dimension des Wirkens von Einzelpersonen im Feld. Dabei wurde eine grosse Zahl von Personen interviewt. Weil diese punkto Zeitraum, Aufgaben und geografischer Region ihrer Auslandsinsätze ein sehr breites Spektrum abdecken, dokumentieren die Interviews zwar vielfältige Erfahrungen, beziehen sich aber selten aufeinander und bieten nur begrenzte Vergleichsmöglichkeiten. Somit handelt es sich bei den *humem*-Interviews weniger um einen Korpus, der für die Untersuchung einer ganz bestimmten Fragestellung ausreicht, als vielmehr um einen Fundus von zumeist sehr interessanten Lebensgeschichten, die für die verschiedensten historischen Untersuchungen auswertbar sind. Diese können von der Biografie einer bestimmten Person über Fallstudien zu

70 Interview Meile, 17. Juni 2012, 0:42.

ETH Archiv für Zeitgeschichte
Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

277

Video Reproduktion


Signatur: IB HUMEM-Archiv / 239-01

Titel: Alig, Giusep: Zeitzeugnis vom 4.11.2009, Videoband 239-01; Interviewer: Peter Egloff, Ort: Wohn- und Pflegeheim Pläids, Via Pläids 14, 7017 Flims, rätoromanisch

Kontext: Institutionelle Archive und Bestände / HUMEM-Archiv / Teilbestand: Zeitzeugenprojekt humem "Gedächtnis der humanitären Schweiz" / Zeitzeugnisse / 239 Alig, Giusep

Laufzeit: 04.11.2009

Beschreibung: 00:01:04:03-00:05:18:02 Alig redet über seine Kindheit und seinen familiären Hintergrund im Dorf Vrin. Seine Familie war wie fast alle im Dorf eine Bauernfamilie. Man erfährt was und wie gegessen wurde. Neben der Schule arbeitete Alig auch im Bauernhof (Zeitraum: 1920-1930) 00:05:18:02-00:08:31:17 Alig redet über die 7 Geschwister in seiner Familie. Eine jüngere Schwester von ihm verstarb im Alter von 17 nachdem sie immer kränklich gewesen ist. Am Anzahl Vieh, das die Familie besass, schätzt Alig, dass sie zu Bauern mittlerer Grösse gehörten. Trotz des kargen Lebens, gab es kein Armut (Zeitraum: 1930-1940) 00:08:31:17-00:11:02:04 Alig meint, er habe schon als kleiner Bub in der 1. oder 2. Klasse gewusst, dass er Pfarrer werden wollte. Sein Vater versprach ihm das Geld für die Ausbildung am Markt zu besorgen. Bargeld gab es eben nur nach dem Verkauf von Vieh. Sobald das Schuljahr fertig war, gingen auch die...



Rechtliche Hinweise: Dies ist eine digitale Kopie für den persönlichen Gebrauch. Jede Publikation oder Weiterverbreitung von Dokumenten des Archivs für Zeitgeschichte muss durch das AFZ bewilligt werden und ist kostenpflichtig. Für weitere Informationen wenden Sie sich bitte an unseren Benutzungsdiens (afz@history.gess.ethz.ch).

Schriftgut Reproduktion

Signatur: IB HUMEM-Archiv / 239-01

Titel: Alig, Giusep: Zeitzeugnis vom 4.11.2009, Band 239-01, Transkription

Kontext: Institutionelle Archive und Bestände / HUMEM-Archiv / Teilbestand: Zeitzeugenprojekt humem "Gedächtnis der humanitären Schweiz" / Zeitzeugnisse / 239 Alig, Giusep

Laufzeit: 04.11.2009

Träger: Papierdokument(e)

Die geöffnete Datei entspricht dem PDF/A-Standard. Sie wurde schreibgeschützt geöffnet, um Änderungen zu verhindern.

239_01_000-Alig_G.html

IN	OUT	TEXT
00:00:01.03	00:00:22.08	Interviewer: Pfarrer Giusep, wie könnten Sie diese Welt beschreiben, die eigentlich Ihr Nest, ihre Herkunft gewesen ist. Dieses Vrin, sagen wir mal in den 20er-, 30er-Jahren? Wie war es als Dorf, als Umgebung?
00:00:22.09	00:01:58.16	Giusep Alig, Pfarrer: Das war eine sehr einfache Umgebung. In diesem Sinn, dass ein Kind wenig Möglichkeiten hatte, ausser das Leben in der Familie, in aller Einfachheit, in die Schule gehen. Das war einfach. Man hatte ein paar Bücher unter dem Arm und sonst nichts. Man ging gern in die Schule. Wir wohnten in der Nähe der Schule. In wenigen Minuten waren wir in der Schule. Es gab einen Lehrer. Im Herbst war die Schule geheizt, im Winter. Es gab einen Ofen im Schulzimmer. Eine Frau ging am Vortag putzen, kümmerte sich um die Schule. Dann ging man nach Hause und hatte seine Arbeit. Zuerst gab es ein bisschen "Zvieri", dann musste man die Ziegen füttern, die Schafe füttern und Wasser holen. Wasser holen heisst % es war eine Strecke von vielleicht 100 m bis zum Brunnen, mit zwei Kesseln. Dann ging man wieder nach Hause.
00:01:58.17	00:02:52.21	Währenddessen hatte die Mutter begonnen, das Mittagessen vorzubereiten. Die Schule war um 11 Uhr aus. Dann begann die Mutter meistens das Mittagessen zu kochen. Wir mussten manchmal beim Kartoffelschälen helfen. Und sie kochte dann. Dann setzten sich alle an den Tisch. Vielleicht gab es "Bizzochels" (Bündner Eierspeise), vielleicht gab es Kartoffeln. Und dann die Suppe, die Suppe, die die Substanz... das waren Kartoffeln, sie wurde auch getrunken. Das war das, was man beim Mittagessen trank. Anders zu trinken gab es nicht. Beim Morgenessen gab es Ovmaltine...
00:02:52.22	00:02:54.08	Interviewer: Schon in dieser Zeit?

Technische Hinweise: Dieses Pdf-Dokument hat unter Umständen mehrere Seiten. Für die Navigation verwenden Sie die Scrollbar (rechts) oder die Seitenminiaturen. Einige Pdf-Dokumente sind OCR-erkannt und können im Volltext durchsucht werden (Tastenkombination Ctr.-F).

Rechtliche Hinweise: Dies ist eine digitale Kopie für den persönlichen Gebrauch. Jede Publikation oder Weiterverbreitung von Dokumenten des Archivs für Zeitgeschichte muss durch das AFZ bewilligt werden und ist kostenpflichtig. Für weitere Informationen wenden Sie sich bitte an unseren Benutzungsdiens (afz@history.gess.ethz.ch).

Abbildungen 4 und 5: Anzeige der Reproduktion eines Videobands nach Import in das Archivinformationssystem des *Archivs für Zeitgeschichte*. Links neben dem Video die sequenzierte Inhaltsangabe, unten die Anzeige der Volltexttranskription.

einzelnen Projekten oder Organisationen der Auslandhilfe bis zu komplexen Untersuchungen reichen, welche beispielsweise Fragen der Mentalität, des Kulturtransfers oder des kollektiven Gedächtnisses behandeln.

Für die meisten Fragestellungen wird man zu den Interviews ergänzende Dokumente hinzuziehen müssen. Gerade die Kombination von retrospektivem Interview und zeitgenössischem Quellenmaterial scheint uns, wie der Fall der beiden Krankenschwestern in Tansania zeigt, für die Forschung besonders interessant zu sein. Das *Archiv für Zeitgeschichte* plant deshalb, zusätzlich zu den Interviews auch die im Privatbesitz der Interviewten befindlichen zeitgenössischen Dokumente wie Fotos, Tagebücher und Korrespondenz zu sichern.

Das AfZ integriert die Video-Interviews und sämtliche dazugehörigen Dokumente in seine Archivdatenbank. Die Nutzung und Auswertung der Zeitzeugnisse wird massgeblich dadurch erleichtert, dass *humem* die 75 Video-Interviews mit einer Gesamtdauer von rund 250 Stunden vorbildlich erschlossen hat. In den einleitend erwähnten Interviewprotokollen wurden grundlegende Informationen zu den Interviewten sowie zum Verlauf der Interviews und der Interaktion festgehalten. Alle Interviews wurden als Volltext transkribiert, wobei die in Dialekt geführten Gespräche ins Hochdeutsche übertragen wurden. Schliesslich wurden die Gespräche in Sequenzen unterteilt, stichwortartig zusammengefasst und mit Zeitangaben indexiert. Aufgrund dieses hohen Erschliessungsstandards können sich die Nutzerinnen und Nutzer in Zukunft nicht nur durch schriftliche Zusammenfassungen und Transkriptionen schnell über die Interviews ins Bild setzen, sondern alle Interviews auch auf bestimmte Namen oder Begriffe im Volltext durchsuchen.

Via Onlinedatenbank stellt das AfZ dem Publikum neben allgemeinen Informationen über das Projekt für jedes Interview die wichtigsten Personendaten wie Name und Geburtsdatum des Zeitzeugen bzw. der Zeitzeugin sowie Angaben zur Durchführung des Interviews zur Verfügung. Die oben erwähnten stichwortartigen Zusammenfassungen werden vom Archiv daraufhin geprüft, dass die Persönlichkeitsrechte der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sowie von Drittpersonen gewahrt bleiben und anschliessend ebenfalls im Internet zugänglich gemacht. Die Video-Interviews selbst sowie die Volltext-Transkriptionen sind aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes im Internet hingegen nicht frei zugänglich. Die online zur Verfügung gestellten Informationen dürften jedoch als Entscheidungsgrundlage genügen, ob sich der Gang ins Archiv lohnt. Im Lesesaal können die Videos und die Volltexttranskriptionen konsultiert werden, so dass etwa im Fall des rätoromanisch geführten Gesprächs mit Giusep Alig (vgl. Abbildungen 4 und 5) während der Betrachtung des Videos die deutsche Übersetzung gelesen werden kann.

Die Sicherung und Zugänglichmachung der 75 Zeitzeugnisse in der skizzierten Form stellen für das *Archiv für Zeitgeschichte* in technischer und finanzieller Hin-

sicht eine Herausforderung dar. Es verfügt zwar über eine lange Erfahrung in der Archivierung von Zeitzeugnissen und stellt der Forschung bereits heute weit mehr als zweihundert Zeitzeugenberichte zur Geschichte des 20. Jahrhunderts zur Verfügung. Mehrheitlich handelt es sich dabei jedoch um Tondokumente, während für digitale Videodaten in der vorliegenden Form nicht nur ganz erhebliche Speicherkapazitäten benötigt werden, sondern bis heute auch noch kein verlässliches Archivformat existiert. Vor diesem Hintergrund hat das AfZ den Entscheid zur Übernahme der Zeitzeugnisse keineswegs leichtfertig gefällt. Vielmehr ist es nach einer Analyse des Bestands, der Durchführung eigener ergänzender Interviews mit einigen der von *humem* befragten Personen und dem probeweisen Einsatz von Interviews in einer universitären Lehrveranstaltung zum Schluss gelangt, dass diese Zeitzeugenberichte einen einzigartigen Fundus zur Geschichte der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit und humanitären Hilfe darstellen – einen Fundus, der (gerade weil er nicht auf eine enge Fragestellung fokussiert, sondern breit angelegt ist) für verschiedenste Fragestellungen offen bleibt und einen wichtigen Bereich der schweizerischen Zeitgeschichte und ihrer Verflechtung mit der Weltgeschichte dokumentiert. Deshalb scheint uns die Annahme berechtigt, dass die Zeitzeugnisse nicht nur heute, sondern auch morgen und übermorgen für Lehre und Forschung, Ausstellungsprojekte, Filme oder Medienberichte interessant und nützlich sein werden.

